

**Prosopopöia** – Die rhetorische Figur der Prosopopöia verleiht toten Personen, abstrakten Wesenheiten, aber auch Tieren, Pflanzen und Gegenständen eine Stimme; häufig wird sie auch als Personifikation bzw. als Unterart der Personifikation übersetzt. Sinnbilder der Prosopopöia sind zum Beispiel die klingende Memnon-Säule oder auch das Tönen der Nymphe Echo aus den Felsen. Die Prosopopöia ist für das Verhältnis von Literatur und Musik relevant, insofern sie es als ein Verhältnis von stummem/totem Text und klingendem/lebendigem Sprechen, als ein ‚Stimme-Geben‘ versteht. Als poetologische Meta-Trope war sie vor allem in der Romantik von großer Bedeutung. Bettine Menke (2000) hat in der Prosopopöia zum einen *die* rhetorische Figur für das „romantische Projekt“ gesehen, „Absenz in Präsenz“, Schweigen in eine „Stimme für das Tote“ zu konvertieren (Menke 2000, 10). Dabei kommt der Musik eine hervorragende Rolle zu, wenn einerseits in vielen Texten Musik als Ausdruck ebenso wie als Auslöser der ersehnten Verlebendigung beschrieben wird und wenn andererseits die Texte selbst, etwa durch eine Hervorhebung ihrer lautlichen gegenüber ihrer semantischen Ebene, auf ein ‚Stimme-Werden‘ zielen. Zum anderen hat Menke in der Prosopopöia ein Modell von Lektüre gesehen, die im → LESEN bestrebt ist, dem Text ein ‚Gesicht‘ zu verleihen. Auch hier kann einerseits auf die Lektürepraxis der Deklamation um 1800 verwiesen werden, sowie andererseits auf die Praxis der Liedvertonung, die sich vor dem Hintergrund der Prosopopöia als ein musikalisches ‚Stimme-Geben‘ an den stummen Text verstehen lässt. Dabei ist die Präsenz, auf die die Prosopopöia zielt, immer schon von der Absenz der verlorenen Stimme geprägt, die nie da bzw. immer schon Effekt der Prosopopöia war. (Nicola Gess)

**Resonanz** – Unter Resonanz (von lat. *resonare* – widerhallen) wird in der Akustik das Mitschwingen eines Systems verstanden, wenn dessen Eigenfrequenz mit der Anregungsfrequenz einer äußeren Kraft annähernd übereinstimmt. Ausgehend von seiner Erforschung in Physik, Instrumentenbau und Kompositionslehre wandelte sich das innermusikalische Resonanzphänomen im 18. Jahrhundert, vermittelt über die Nerven- und Hirnphysiologie, zu einer akustischen Figur, die modellhaft, metaphorisch oder methodologisch in andere Disziplinen wie Wahrnehmungstheorie, Ästhetik und künstlerische Praxis übertragen wurde. Mit der semantischen Akzentuierung eines durch materiale Eigenschaften bedingten Changierens zwischen Eigen- und Fremddynamik eignete sich das Resonanzmodell insbesondere zur Erklärung unsichtbarer, präreflexiver Wirkungs- und Übertragungsprozesse, die jedoch zwischen unmittelbarer Affizierung und transformierender Modifikation graduell variieren können. In Literatur und Literaturtheorie hat das Resonanzmodell vorwiegend Eingang in wirkungsästhetische Konzeptionen gefunden. In einem weiteren Sinn spielt *resonance* (Kontextualisierung) als Gegenbegriff zu *wonder* (Staunen) in Stephen Greenblatts kultur-